

K.-H.-Zillmer-Verlegerpreis für Heinrich v. Berenberg
Laudatio von Jürgen Christian Kill

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
sehr geehrter Herr Zillmer,
sehr geehrte Frau Zillmer,
liebe Mitglieder der Jury,
lieber Heinrich von Berenberg,

0,506127 – diese Zahl hat das Weltbild der modernen Naturwissenschaften revolutioniert. Der amerikanische Meteorologe Edward Lorenz gab im Jahre 1963 exakt diese Ziffernfolge in den Großrechner des MIT ein, um sein neues Computerprogramm zur besseren Vorhersage des Wetters zu füttern. Als er bei einem weiteren Test des neuen Systems die letzten drei Ziffern versehentlich wegließ und dem Computer nur 0,506 als Startwert für die komplizierte Rechnung anbot, spuckte dieser am Ende ein vollkommen anderes Ergebnis aus. Was Herrn Lorenz ziemlich ins Grübeln brachte. Denn sollten nicht winzige Abweichungen beim Ausgangszustand zu fast gleichen Ergebnissen führen?

Lorenz tat natürlich das Nahe liegende - er ging von einem Computerfehler aus. Doch nach einigen Untersuchungen wurde ihm schnell klar, dass es sich keinesfalls um einen Fehler handelte. Es ist tatsächlich so, dass kleine Ursachen eine sehr große Wirkung haben können. Was dem Volkstum eigentlich immer schon geläufig war, wurde nun Gegenstand der Wissenschaft. Und die schenkte der Menschheit für das von Lorenz entdeckte Phänomen den bis heute populär gebliebenen Begriff vom *Schmetterlingseffekt*.

Ein Schmetterling, der zum Beispiel in Shanghai mit seinen Flügeln schlägt, könne damit – so die plakative Vereinfachung und Übertreibung – in New York einen Wirbelsturm auslösen. Diese Metapher steht dafür, dass Wetter global und langfristig nicht vorhersagbar ist, denn dafür sind die Zusammenhänge einfach zu komplex. Schon ein kleiner, unvorhergesehener Einfluss kann dafür sorgen, dass alles ganz anders wird.

Mit seiner Zufallsentdeckung wurde der Wetterforscher Lorenz zum Vater der berühmten Chaostheorie, die anfangs von der Wissenschaftlergemeinschaft eher ignoriert, dann als Unfug gebrandmarkt und schließlich euphorisch gefeiert wurde. Und in der Tat hatte Lorenz einen Paradigmenwechsel herbeigeführt. Galt es vorher als ausgemacht, dass in unserer Welt alle künftigen

Entwicklungen prinzipiell vorausberechnet werden können, wenn man nur über genügend Rechenkapazität verfügt, so galt nun, dass langfristige Aussagen über die Zukunft praktisch nirgendwo möglich sind. Beim Wetter hätte man das vielleicht auch schon vorher geglaubt, doch erst im Zeitalter der Chaostheorie wurde beispielsweise erkannt, dass auch die Umläufe von Planeten nicht für alle Zeiten im Voraus berechnet werden können. Kleine Unsicherheiten in den Anfangsbedingungen können auch hier langfristig zu großen Abweichungen führen. Natürlich finden sich, meine Damen und Herren, auch in Ihrem Alltag überall Phänomene, die sich nur sehr schwer oder gar nicht mathematisch beschreiben lassen. Die Erfahrung, dass es absolut unmöglich ist, zu sagen, wann ein Wasserhahn das nächste Mal tropft oder welche Schlange vor der Kinokasse sich schneller fortbewegt, werden auch Sie schon gemacht haben. Der große Charme der Chaostheorie besteht nun aber darin, dass gleichwohl Aussagen auch in chaotischen Systemen möglich sind. Man muss nur in der Lage sein, bestimmte Verbindungen aufzudecken.

Womit ich zu Heinrich von Berenberg komme – und zu mir. Mitte der Neunziger Jahre jobbte ich in einer Buchhandlung in einem Pariser Vorort und hatte anfangs meine Schwierigkeiten. Es war kurz nach meinem Studium und ich versuchte, Bücher zu verkaufen, indem ich Kunden etwas von Metaebenen, narrativen Diskursen und diegetischen Elementen erzählte. Womit ich, wie Sie sich denken können, nicht sonderlich viel Glück hatte. Aber ich nahm es sportlich, und hörte aufmerksam zu, wie es meinen Kollegen gelang, die Kunden für jene Bücher zu begeistern, die ihnen am Herzen lagen. Ein Buch, das damals in aller Munde war, war ein kleiner radikaler Roman, der von der Ausweitung der Kampfzone erzählte. Meine Kollegen schwärmten davon, dass es dem Autor gelänge das Lebensgefühl einer ganzen Epoche auf den Punkt zu bringen, in dem er vom erbitterten Konkurrenzkampf erzählte, den die Menschen um die Ressourcen Geld und Sex führen. Weil ich den Namen des Autors – Michel Houellebecq – nicht richtig aussprechen konnte, machte ich mich zwar regelmäßig zum Gespött der Leute, aber der Name blieb mir wenigstens im Gedächtnis. Einige Monate später hatte ich einen Praktikumsplatz ergattert in einer Verlagsgruppe, die damals noch Bertelsmann hieß, aber schon in jener Zeit eifrig bemüht war, die Programme ihrer unzähligen Imprints mit Autoren jedweder Provenienz zu bestücken. Ich hatte inzwischen gelernt, den Namen Houellebecq richtig auszusprechen, was aber die Lektoren des Hauses nicht davon abhielt, ihrerseits Probleme mit diesem Namen zu haben. Anders konnte ich es mir nicht erklären, dass sich so gar keiner um die Ausweitung der Kampfzone kümmern wollte – bis es zu spät war und der Wagenbach Verlag sich die Übersetzungsrechte gesichert hatte. Und ich mich fragte, wer wohl für diesen in meinen Augen grandiosen verlegerischen Coup verantwortlich sei.

Ich glaube, Sie können sich die Antwort denken.

Ich werde nicht in Abrede stellen, dass ich mir in jener Zeit durchaus vorkam wie ein freischwebendes Teilchen im offenkundigen Chaos der Verlagswelt, dass es in der Tat eine unendliche Zahl von wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Wegen gab, die ich hätte einschlagen können. Zunächst hatte ich die tollkühne Idee einen Verlag zu gründen. Es war eine Zeit, in der selbst renommierte literarische Verlage angesichts bedrohlicher Umsatzeinbußen immer ängstlicher auf literarischen Mainstream setzen, was meiner Meinung nach ambitionierten Kleinverlagen genügend Raum ließ, mit literarischen Projekten Aufmerksamkeit zu erregen. Da ich auch inzwischen gelernt hatte, wie man Bücher verkauft, betrieben wir neben dem Verlag auch eine Buchhandlung. Und obwohl wir ein sehr literaturbegeistertes Publikum als Stammkundschaft hatten, merkten wir rasch, dass sich manche Bücher auf Teufel komm raus nicht verkaufen lassen. Eines dieser Bücher, das jahrelang die Regale zierte, war *Die wilden Detektive* von Roberto Bolaño, einem Autor, der spätestens seit Erscheinen seines Roman *2666* auch im deutschsprachigen Raum bekannt ist. Damals – es war im Jahr 2002, als *Die wilden Detektive* erschienen – konnte ich nicht ahnen, dass manche Bücher erst von der New York Times gelobt werden müssen, damit man Ihnen auch hierzulande Beachtung schenkt. Genauso wenig wie ich ahnen konnte, dass sich viele Leser von einem auf den anderen Tag als Bolaño-Fans der ersten Stunde ausgeben würden. Wie dem auch sei, der Erfolg oder Misserfolg eines Buches ist oft unergründlich, meine Damen und Herren. Erstaunlich ist nur, wer diesen heute weltweit gefeierten Autor entdeckt und schon 1999 in Deutsche übersetzt hat.

Sie werden sich die Antwort wieder denken können.

Ich sagte eingangs, der Charme der Chaostheorie bestehe darin, dass man selbst in chaotischen Systemen bestimmte Verbindungen aufdecken kann, aus denen man Schlüsse ziehen und Vorhersagen ableiten kann. Mir werden auch weiterhin Bücher von Heinrich von Berenberg unterkommen, soviel kann ich heute schon sagen, aber das Tolle ist, dass ich das in Zukunft auch merken werde, denn nun steht ja vorne drauf, von wem die Bücher sind.

Heinrich von Berenberg gründete seinen Verlag im Jahre 2004 aus dem Antrieb heraus, ein eigenes Programm zu entwickeln, nachdem er dies jahrelang für andere getan hatte. Der Schwerpunkt des Verlages liegt nicht auf Belletristik, sondern auf Biographien, auf Memoiren, auf Essayistik, wobei mir scheint, dass besonders letztere Gattung gut aufzeigt, worum es Heinrich v. Berenberg bei der Verlegerei geht.

Der Essay als literarische Gattung geht – wie Sie wissen – auf Michel de Montaigne zurück. Mit seinen 1580 veröffentlichten »Essais« distanzierte sich Montaigne bewusst von der klassischen Wissenschaft, seine »Versuche« waren vielmehr von subjektiver Erfahrung und Reflexion geprägte Erörterungen. Als solche zeugen sie einerseits von einer fast stoischen Geringschätzung des

menschlichen Glaubens an die Wissenschaft und der eigenen Überlegenheit gegenüber der Natur, andererseits von einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber jeglichem Dogmatismus. Montaigne lebte in einer Zeit, die geprägt wurde von grausamen Religionskriegen, und so nahm er den Menschen zuvorderst als höchst fehlerhaftes Geschöpf wahr, wobei sein Skeptizismus nie auf der Annahme gründete, das Erkennen von Wahrheit sei an sich unmöglich. Montaigne wollte nur die Fallstricke vorgefertigter Lehrmeinungen vermeiden. Sein Suchen nach Wahrheit außerhalb normierender Systematik, seine Ablehnung dogmatischen Denkens und aller Autoritäten führten ihn zwangsläufig zu sich selbst, zum denkenden Subjekt Montaigne. Und er erkannte, dass dieses Selbst durchaus wandelbar war, weswegen seine Schriften auch nie einen endgültigen Charakter annahmen, sondern immer wieder revidiert und erweitert wurden.

Heinrich v. Berenberg hat seinem ersten Programm einige Leitsätze vorangestellt, von denen ich zwei besonders treffend finde:

»Sag niemals nie« von Ian Fleming

»Blasen Sie sich nicht so auf« von Dwight Morrow

Nun sind der James Bond-Erfinder Fleming und der amerikanische Diplomat Morrow sicher ein recht ungleiches Paar von Schutzheiligen, sie stehen aber mit ihren Aussagen, die auf eine gesunde Skepsis und das Wissen um die eigenen Unzulänglichkeit schließen lassen, in direkter Verwandtschaft zu Michel de Montaigne. Aber mehr noch als diese Leitsätze sprechen natürlich die Bücher für den Verlag.

Meine Damen und Herren, lesen Sie Cristina Rossis Buch »Die Zigarette«, mit dem der Verlag zum ersten Mal auf sich aufmerksam machte, eine leidenschaftliche Liebeserklärung an das Rauchen, die zugleich eine höchst subjektive Kulturgeschichte des wohl globalsten aller globalen Phänomene ist.

Lesen Sie Lytton Stracheys Essay über General Gordon, der 1884 von der britischen Krone in den Sudan geschickt wurde, um den Abzug der britischen Truppen zu organisieren und damit das genaue Gegenteil erreichte. Dieses Buch ist ein ebenso überragendes Zeitdokument wie Hilary Spurlings *La Grande Thérèse*, die Geschichte einer Hochstaplerin, der zur Zeit der Belle Epoque ganz Paris zu Füßen lag.

Lesen Sie vor allem John Maynard Keynes Erinnerungen, in denen er erzählt, wie der jüdische Bankier Carl Melchior, Keynes Gegenpart bei den Versailler Vertragsverhandlungen, vom Feind zum Freund wird. Gerade bei der Lektüre dieses hellsichtigen, aber auch bewegenden Textes werden Sie eine Vorstellung davon bekommen, dass der Essay nicht nur erkenntnisreiche Literatur ist, sondern auch die literarischste Erkenntnisform.

Allen Berenberg-Büchern ist gemein, dass sie von hoher sprachlicher Brillanz und dass sie ein Bekenntnis zu subjektiver Darstellung in Zeiten von mutlosem Einheitsdenken sind. Dass sie undogmatisch mit ihrem Sujet umgehen, dass sie scharfsinnig sind, aber nie einen Absolutheitsanspruch haben. Berenberg-Bücher neigen getreu den Leitsätzen ihres Verlegers nicht dazu, sich aufzublasen. Was sie nicht nur wahrhaftiger und nachhaltiger macht, sondern auch glaubwürdiger. Denn sie geben nicht vor, unsere Lebenswelt erschöpfend zu beschreiben, sondern stehen zu ihrem Makel, dass sie als beliebiges, letztendlich bedeutungsloses System von sprachlichen Zeichen dazu überhaupt nicht in der Lage sind.

Bleibt die Frage nach den Erfolgsaussichten einer Unternehmung wie dem Berenberg-Verlag. Heinrich von Berenberg muss seine Bücher ja auf einem Markt platzieren, für den die Umschreibung »gesättigt« eine höhnische Untertreibung ist. Jedes Jahr erscheinen zwischen 80.000 und 100.000 neue Bücher, den Platz in den Regalen der Buchhandlungen müssen sich die Verlage größtenteils durch Werbekostenzuschüsse erkaufen, die Literaturkritik als Vermittlerin zwischen Buch und Leser verliert stetig an Einfluss. Immer schwerer wird es für unabhängige Verlage sich gegen die scheinbar übermächtige Konkurrenz der Konzernverlage durchzusetzen, diesen »Verlagen ohne Verleger« – wie André Schiffrin vor Jahren die Konzentrationsprozesse innerhalb der amerikanischen Verlagslandschaft auf eine griffige Formel brachte. Nun ist die Lage in Deutschland dank der Buchpreisbindung nicht ganz so prekär wie in den USA, allerdings werden auch hierzulande etwa 80 Prozent aller Bücher von drei Konzernen gemacht, und diese Bücher sollen Gewinne abwerfen, wie man sie aus anderen Branchen kennt. War man früher noch mit Umsatzrenditen von 3 bis 4 Prozent zufrieden, werden heutzutage weit höhere Umsatzziele formuliert. Die alt gediente Mischkalkulation, der zufolge vorhersehbare Verluste anspruchsvoller Literatur durch erwartbare Bestseller ausgeglichen werden, ist schon lange kein Prinzip verlegerischen Handelns mehr. Heute werden Bücher größtenteils nach dem Profit bewertet, den sie erwirtschaften. Autoren, die sich nicht entsprechend verkaufen, werden unabhängig von der Qualität ihrer Bücher fallengelassen. Für potentielle Bestseller hingegen werden gigantische Vorschüsse bezahlt. Das Lektorat, traditionell die entscheidende Instanz des Verlagswesens, wurde schon vor langer Zeit entmachtet. Seine Position haben Literatur-Agenten eingenommen, die ebenfalls ausschließlich profitorientiert handeln und Autoren auf Auktionen an den meistbietenden Verlag versteigern. Verlage, die früher durch Verlegerpersönlichkeiten und eine langjährige Tradition ein klares Profil hatten, sind heute nur mehr eine Marke, die sich beliebig positionieren lässt. Was der profitablen, schnell umschlagbaren, weil leicht verdaulichen Bestsellerliteratur in der Vergangenheit nicht nur Tür und Tor öffnete, sondern weitgehend das Feld überließ.

Bitte vergessen Sie nicht, meine Damen und Herren, dass Ende der Neunzigerjahre Unternehmensberater durch die deutsche Verlagslandschaft getrieben wurden, um Empfehlungen abzugeben, wie Umsatzrückgänge kompensiert und Marktanteile zurück gewonnen werden könnten. Damals postulierte einer der renommiertesten deutschen Verlage, sein Ziel sei es, die Bedürfnisse seiner Kunden genau zu treffen. Der ehrenwerte Gründer des Verlages, Samuel Fischer, hätte sich wahrscheinlich im Grab umgedreht, wenn er diesen Blödsinn gehört hätte. Der hatte viele Jahre zuvor seine verlegerische Maxime jedenfalls noch wie folgt definiert: »Dem Publikum Werte aufzudrängen, die es nicht will, das ist die wichtigste und schönste Mission des Verlegers.«

Meine Damen und Herren, in den letzten 10 Jahren wurden viele sehr ambitioniert arbeitende Verlage gegründet, die heute längst etabliert sind. Und diese Verlage konnten sich etablieren, weil sie davon ausgehen, dass Bücher keine Ware sind wie Waschmittel oder Wackelpudding, und genau nach dieser Prämisse ihre Bücher aussuchen, gestalten und vermarkten. Diese Verlage konnten sich etablieren, gerade weil sie anspruchsvolle und innovative Bücher verlegen – so wie es Heinrich von Berenberg, dem wir heute Abend die Ehre erweisen, es seit vielen Jahren tut.

Dabei sollten Sie Heinrich v. Berenberg nicht als Verleger alten Schlages sehen, dies wäre sicher eine sträfliche Verkehrung der Tatsachen. So komisch sich das anhören mag: Für mich ist Heinrich von Berenberg seiner Zeit voraus, weil er sich nie von den Grundsätzen der Verlegerei losgesagt hat. Ich gehe jede Wette ein, dass es bei ihm – genau wie in den großen Konzernverlagen – keine Mischkalkulation gibt. Nur aus unterschiedlichen Gründen. Denn Heinrich von Berenberg weiß als Verleger, dass der Erfolg eines Buches weder vorhersehbar noch steuerbar ist. Und deshalb versucht erst gar nicht, etwaige Verlusttitel mit Gewinntiteln aufzuwiegen. Bei ihm gibt es keine Spitzentitel und Weglasstitel, denn er steht hinter jedem einzelnen Buch, das er verlegt, mit all seiner Schaffenskraft, seiner Erfahrung, seinem Sendungsbewusstsein und seiner Begeisterungsfähigkeit.

Ich gratuliere Dir, lieber Heinrich, von ganzem Herzen zum diesjährigen Zillmer-Preis. Es hätte keinen Besseren treffen können!